Tor des Monats : Bob Geldof

Autor(en): **Ratschiller, Marco / Hörmen [Schmutz, Hermann]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **131 (2005)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-601745

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hermann Schmutz

Bob Geldof

Was wir in den vergangenen Wochen nicht wieder alles gelernt haben. Gleneagles ist kein überteuerter schottischer Single-Malt-Whisky, südlich des Mittelmeers gibt es einen Kontinent, den man Afrika nennt, Rockstars sind die besseren Politiker und der Friedensnobelpreisträger 2006 heisst Bob Geldof. Sir Bob Geldof.

«Bruder Teresa», wie Robert Frederick Zenon Geldof inzwischen respektvoll genannt wird, hat vor zwanzig Jahren nach anfänglichen musikalischen Erfolgen das Genre gewechselt und den Berufsstand des «Poplitikers» begründet. Das von ihm 1985 initiierte Doppelkonzert «Live Aid» – simultan ausgetragen in London und Philadelphia – hat Äthiopien und dem Sudan 125 Millionen Dollar an Hilfsgeldern und «Saint Bob» den königlichen Ritterschlag eingebracht.

Zwanzig Jahre später ist Geldof zum finalen Angriff auf das Nord-Süd-Gefälle angetreten und hat mit «Life 8» einen Konzert-Dekathlon inszeniert, durch den Armut der Geschichte anheim fallen sollte. Mit Erfolg: Die arroganten G-8-Staaten haben sich dem Druck von zwei Milliarden Musikfans gebeugt, streichen den 18 ärmsten Ländern 40 Milliarden Dollar Schulden und werden bis zum Jahr 2010 jährlich 50 Milliarden Entwicklungshilfe leisten.

Damit ist hoffentlich endlich jedem Zweifler klar geworden: Popmusiker sind die wahren Visionäre, Weltpolitik ist – wenn man nur wirklich will – nicht komplexer als die drei Akkorde, Strophen und Kehrverse eines Protestsongs, und als humanitär Engagierter muss man sich heute nicht einmal mehr aus dem Sichtwinkel des samstäglichen Fernsehprogramms begeben – etwa, um eine «Pace»-Fahne am Balkongeländer zu befestigen – damit in der Welt Gutes geschieht.

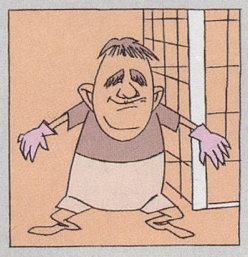
Selbstverständlich sind, wo der Nimbus eines künftigen Nobelpreisträgers derart hell erstrahlt, die Neider und Nörgler nicht weit. Da sind notorische Spielverderber, die behaupten, die 40 Jahre westlicher Entwicklungshilfe hätten Afrikas Elend unter dem Strich nur noch vermehrt. Pingelige Pedanten, die vorrechnen, dass sich die getilgten 40 Milliarden Schuldendollars nicht in Luft auflösen können, sondern von den Steuerzahlern der Pacebehängten G-8-Staaten beglichen werden müssen. Besserwisser, die Schuldenerlass und Hilfsgelder als gewissensberuhigende Symptombekämpfung abtun – solange damit den Diktaturen und der Korruption Vorschub geleistet werde, solange der reiche Westen seine eigenen Märkte mit Handelshemmnissen schütze, solange man Afrika die Opferperspektive nachgerade anerziehe.

Moeletsi Mbeki ist einer dieser Schwarzseher. Hat doch der Bruder des südafrikanischen Präsidenten dem umtriebigen Bob Geldof ausrichten lassen: «Niemand bezweifelt deine guten Absichten, aber es besteht die echte Gefahr, dass du die Dinge schlimmer machst.» Ähnlich der kenianische Wirtschaftsexperte James Shikwati, der unlängst im deutschen «Spiegel» forderte: «Streicht diese furchtbare Hilfe.» In keinem Land südlich der Sahara müsste gehungert werden, wenn nur Afrika gezwungen würde, sich selbst zu helfen, so der Ökonom. Shikwati bringt das Beispiel Kleiderspenden: «1997 waren in Nigeria 137 000 Arbeiter in der Textilindustrie tätig, 2003 waren es noch 57 000. So sieht es überall aus, wo überschäumende Hilfsbereitschaft auf fragile afrikanische Märkte trifft.»

Dass Kritik besonders auf dem Schwarzen Kontinent laut wird, ist nicht nur ärgerlich – sondern beweist selbstverständlich auch, wie viel Entwicklunghilfe vor Ort noch nötig ist. Manche müssen eben zu ihrem Glück gezwungen werden, das ist ja für den Westen nichts Neues. Dafür, dass diese Hilfe nicht so schnell versiegen wird, garantieren glücklicherweise unser psychohygienisches Spendebedürfnis und der Umstand, dass jeder zweite halbwegs politisierte Universitäts-Absolvent einen sinnvollen Job «irgendwie im Bereich internationale Organisationen und Entwicklungszusammenarbeit» will.

Es ist nur zu hoffen, dass wir ob all der Miesepeterei nicht den Glauben verlieren an eine Welt, die doch so einfach gut und gerecht sein könnte. Und wir uns in ein, zwei Jahren auch aufrichtig freuen dürfen, wenn uns in den Medien erste Bilder erreichen mit Hilfsbedürftigen, die sich dankbar – vielleicht gar ein wenig stolz – unser ausgetragenes «Live 8»-T-Shirt überziehen.

Marco Ratschiller



Tor des Monats